

**Bunte Tage, graue Nächte**

**Leseprobe**

Lucie Kolb

In der Reuterwiese 5

30453 Hannover

0152/52023641

[Lucie.kolb@gmx.de](mailto:Lucie.kolb@gmx.de)

[www.lucie-kolb.de](http://www.lucie-kolb.de)

**Ausbrecherin**

Lena war gegen den elektrischen Garagentoröffner. Und sie hat sich durchgesetzt, bei dieser Kleinigkeit, so wie sie sich oft durchsetzt, bei Kleinigkeiten. Also muss sie jetzt aussteigen, die Garage öffnen, den Nachbarn grüßen. Sie sieht, wie er den Kopf schüttelt, darüber, dass sie keinen elektrischen Garagentoröffner hat. Sieht es, ohne hinzuschauen, denn so ist es, auf dem Dorf. Alles hier ist so gleich, so immer schon gewesen, dass sie nicht mehr hinschauen muss.

Lena hätte am liebsten gar kein Auto, wegen des Klimas und weil sie gerne Rad fährt. Aber dazu sind die Wege zu weit, hier auf dem Land. Immerhin fährt sie einen Kleinwagen. In den Nachbargaragen parken die SUVs, als würden die Nachbarn täglich damit die Voralpen direkt hinter dem Dorf bezwingen.

Lena hievt die Ikeatasche mit den Einkäufen auf die Schulter. Bevor sie die Haustür aufschließt, zwingt sie sich, kurz die Augen zu schließen und durchzuatmen. Die Woche war anstrengend, zwei Kinder in der Kita haben gekränkelt und ständig geweint, Gisela hat dazu gemeckert. Jetzt wünscht Lena sich nichts mehr als einen entspannten Freitagabend, sie will einfach nur die Füße hochlegen, vielleicht ein Buch lesen, vielleicht sogar zeichnen. Robert ist nicht da, er ist mit Kollegen zu einem Betriebsausflug gefahren, Survival im Wald. Es könnte ein schöner Abend werden.

Der Träger der Tasche schneidet ihr in die Schulter, Lena gibt sich einen Ruck und schließt die Tür auf.

„Mama?“, sagt sie leise.

Alles ist ruhig. Immerhin. Gestern hat sie ihre Mutter weinend gefunden, im Badezimmer. An den Grund für das Weinen konnte die Mutter sich nicht erinnern, was sie noch trauriger gemacht hat. Irgendwann dachte Lena, dass sie nur noch um den vergessenen Grund weinte. Erst als Lena sie an den Küchentisch manövriert hat, ihr ein Leberwurstbrot geschmiert hat, wurde es besser, und die Mutter lachte plötzlich wie ein Kind.

Lena geht in die Küche, stellt die Tasche auf den Tisch, räumt schnell die Lebensmittel, die sie für ihre Mutter

gekauft hat, weg. Milch, Butter, Eier, Johannisbeermarmelade, obwohl sich die Mutter vor ein paar Tagen auch nicht mehr daran erinnern konnte, dass sie Johannisbeermarmelade mag.

Die Sachen für sich lässt sie erstmal in der Tasche und schaut nach ihrer Mutter.

Als Lena in den Flur tritt, kommt sie ihr schon entgegen, mit schnellen, etwas unsicheren Schritten und wutverzerrtem Gesicht.

„Du Dieb! Schleich die raus aus meinem Haus“, schreit die Mutter, reißt die Hand nach oben. Lenas erste Reaktion kommt ganz von unten, aus der Kindheit, sie duckt sich weg und der Schlag geht ins Leere. Ihre Mutter taumelt, hält sich am Türrahmen fest.

„Mama, ich bin`s“, sagt Lena. In ihren Ohren rauscht es und ihr Herzschlag dröhnt so laut, dass sie die eigene Stimme nur gedämpft hört. Jetzt ist es also soweit. „Ich bin es, Lena“, wiederholt sie.

„Das sagen sie alle“, sagt die Mutter kalt. Lena sieht die Irritation in ihren Augen, die Mutter weiß, sie hat etwas falsch gemacht, aber sie weiß nicht was.

Lena blinzelt schnell ein paar Tränen zur Seite, das kann sie gut. Nichts anmerken lassen, nicht noch mehr Unruhe in das kaputte Hirn bringen, Gewohnheiten aufrecht erhalten.

„Hast du Hunger? Ich mach dir ein paar Brote“, sagt sie, die Wörter klingen wie ausgeschnitten, fallen zu Boden und liegen dort herum, sperrig und nutzlos.

Lena geht zurück in die Küche, schmiert mechanisch zwei Brote, normalerweise würde sie sich setzen, ihrer Mutter Gesellschaft leisten, aber das kann sie heute nicht. Die Mutter beobachtet sie mit misstrauischen Blicken, Lena schnappt sich die Ikeatasche, geht die Treppe nach oben in ihre Wohnung.

Die Tür fällt hinter ihr zu und Lena hockt sich direkt daneben, rutsch mit dem Rücken an der Wand nach unten auf den Boden.

Es ist normal, dass sie einen irgendwann nicht mehr erkennen. Aber Lena hat das Gefühl, ihre Mutter macht es absichtlich, um sie zu quälen.

Lena sitzt lange auf dem Boden, sie hört, wie das Auto vom Pflegedienst kommt. Sie kommen jeden Tag zweimal, zum Aufstehen und zum ins Bett bringen. Sie lauscht auf Geräusche von unten, vielleicht hält die Mutter auch Rosa für eine Einbrecherin, aber es ist ruhig, nur leises Gemurmel dringt nach oben und Lena spürt einen eifersüchtigen Stich in der Brust.

Später steht sie auf, wandert durch die Wohnung, alles hier erscheint ihr fremd, der Schreibtisch, die Stifte, das Papier in der Schublade. Das Kissen in ihrem Bett. Sie kann nicht schlafen, sie kann eigentlich gar nichts mehr, von innen drückt Leere gegen ihre Schädeldecke.

Sie starrt vor sich hin und als es draußen langsam hell wird, packt sie die Lebensmittel aus der Ikeatasche in den Kühlschrank, und ihre wichtigsten Habseligkeiten in die Ikeatasche, ihre Zeichnungen, den Laptop, ein paar Klamotten. Nichts davon fühlt sich an, als würde es ihr gehören, auch nicht der lila Kapuzenzipper mit den Flecken, der schon so alt ist. Sie schleicht sich aus dem Haus wie eine Diebin. Wenn sie nicht mehr erkannt wird, existiert sie auch nicht mehr.

\*

Auf dem Weg zum Bahnhof versucht Lena, sich alles nochmal genau einzuprägen. Die Kastanien, die Kirche mit dem Zwiebelturm, das Wirtshaus, die ausgediente Telefonzelle, hinter der sie heimlich ihre ersten Zigaretten geraucht hat, das kleine Häuschen an der Steigung, wo früher ihre Schulfreundin gewohnt hat.

Schon damals hat sie sich ausgemalt, wie es wäre, abzuhaufen, einfach so von zu Hause und aus dem Dorf wegzugehen. Und jetzt, mit fünfunddreißig, tut sie es.

Genauso hat sie es sich vorgestellt. Dass sie die lange Straße bis zum Bahnhof gehen muss, zum ersten Zug, ohne gesehen zu werden. Langsam spürt sie sich wieder, die kalte Luft auf ihren Wangen, die Steinchen unter ihren Schuhen.

Lena hat ihre Kapuze über den Kopf gezogen, sie ist früh dran, und sie geht ganz bis zum Ende des eingleisigen Bahnsteigs, steht im Dunklen wie eine Verbrecherin, eine Ausbrecherin.

Endlich kommt der Zug, Lena steigt ein, kurz ist da ein wildes, freies Jubeln in ihr.

Schon als Kind wusste sie, der Zug nach München ist die einzige Richtung, denn in die andere Richtung liegen die Berge und dann Österreich, und dann könnte sie gleich zu Hause bleiben. Was sie als Kind ja auch gemacht hatte.

Und eigentlich ist sie nicht nur als Kind zu Hause geblieben, sie ist immer zu Hause geblieben, ist nur ein Stockwerk höher gezogen, zusammen mit Robert, in die Wohnung über ihren Eltern, und hat eine Ausbildung zur Erzieherin angefangen.

Das war doch praktisch, nah an der Familie, die sich jederzeit um das Enkelkind kümmern kann. Das Enkelkind, dass dann nicht kam, und auf das alle ungeduldig warteten, außer sie, denn aus irgendeinem Grund war da kein Warten in ihr, und sie hatte fast ein schlechtes Gewissen, vielleicht wurde sie deshalb nicht schwanger, weil sie es sich einfach nicht genug wünschte, das Kind.

Auch jetzt ist München die erste Richtung, München und von dort aus Berlin. Lena schaut aus dem Fenster, sie will sich noch von den Kurven und vom Wald verabschieden. Aber so richtig gelingt ihr das nicht, immer wieder versucht sie, genau hinzusehen, sich alles einzuprägen, aber die Landschaft ist schon abgenutzt vom vielen Schauen, so dass ihr Blick daran abgleitet, nach innen, wo es jetzt ruhig ist. Das überrascht sie ein bisschen, sie hat sich Weglaufen aufregender vorgestellt.

Je näher sie dem Münchner Hauptbahnhof kommen, desto voller wird der Zug. Bei jedem Halt fürchtet Lena, dass jemand einsteigt, den sie kennt. Na gut, es ist nicht schwer, eine Ausrede zu finden. Sie fährt einfach nach München, einkaufen, da ist nichts dabei. Nur fühlt sie sich kaum in der Lage, jetzt eine normale Unterhaltung zu führen. Sie lehnt sich an die Scheibe, schließt die Augen und stellt sich schlafend. Aus der Dunkelheit hinter ihren Augenlidern tauchen Fragen auf.

Was tust du da gerade? Gehst du einfach? Lena tastet in ihrer Jackentasche nach dem Zugticket, das sie sich vorher am Automaten gekauft hat, hält sich an dem Stück Papier fest.

## **Doris**

Später im Zug nach Berlin nickt sie ein, sie hat die Nacht kaum geschlafen. In Würzburg wacht sie auf, weil viele Leute ein und aussteigen. Eine Frau in ihrem Alter setzt sich neben Lena. Sie will ihr Handy einstöpseln und verheddert sich dabei in Lenas Jacke.

„Oh je, sorry“, sagt sie und lacht. „Voll übergriffig.“

Lena schüttelt den Kopf. „Alles gut“, sagt sie.

„Hi, ich bin Doris“, sagt die Frau und hält ihr die Hand hin. Doris hat ein freundliches Gesicht mit Sommersprossen und einem kleinen Nasenpiercing, kurze gelockte Haare und trägt eine quadratische Jeansjacke, die Lena an Spongebob denken lässt.

Sie holt eine Tupperbox aus ihrem Rucksack und klappt den Tisch herunter.

„Hier, greif zu“, sagt sie.

In der Tupperbox sind Gemüsesticks und Käsewürfel. Lena schüttelt lächelnd den Kopf.

„Na komm, nimm schon. Ich komme gerade von meinen Eltern und meine Mutter packt mir immer ein Fresspaket, als gäbe es in Berlin nichts zu essen.“

Der Satz sticht in Lenas Brustkorb aus und sie greift schnell ein Stück Paprika, um ihn hinunter zu würgen.

„Wohnst du in Berlin?“, fragt sie.

„Ja, genau, ich bin vor ewigen Jahren nach Berlin gezogen. Aufgewachsen bin ich in Würzburg.“

Doris erzählt, sie redet über die Mietpreise in Berlin und in Würzburg, darüber, dass sie Vegetarierin ist, und nur bei den Besuchen bei ihren Eltern eine Ausnahme macht, dass sie in einer WG lebt und dass ihre Eltern mit dem Wohnmobil zu Besuch kommen wollen.

Lena nickt und sagt ab und zu „mhm“, oder Ähnliches, es macht ihr Spaß, Doris zuzuhören, es lenkt sie ab von den Fragen in ihrem Inneren, die immer dringlicher werden.

„Oh je, jetzt hab ich dich aber zugequatscht, das ist eigentlich gar nicht meine Art, ich bin nur immer so

überdreht, wenn ich von meinen Eltern komme. Wie ist es denn mit dir, lebst du auch in Berlin?"

Lena nickt und schiebt sich einen Käsewürfel in den Mund.

„Und was machst du so?“, fragt Doris.

Lena wandert in Gedanken zu den Zeichnungen auf dem Boden der Ikeatasche, Miniaturen, kaum größer als eine Streichholzschachtel.

„Ich studiere Kunst“, sagt sie.

*„Kunst kann man nicht studieren“, sagt ihre Mutter.*

*„Doch kann man schon“, widerspricht Lena.*

*Der Vater schweigt. Sie sitzen am Küchentisch, vor ihnen die Teller mit dicker Erbsensuppe. Von draußen drückt der November gegen die Fenster und Lena hat die Ergebnisse des Berufseignungstests zurückbekommen. Keramikerin soll sie werden, oder Erzieherin oder Krankenschwester.*

*„Ja, kann man schon“, lenkt die Mutter ein. „Aber damit kannst du kein Geld verdienen, verstehst du? Das ist kein Beruf. Da brauchst du reiche Eltern und dann einen reichen Mann.“*

*Lena sagt nichts. Ihre Eltern sind nicht reich und sich von einem Mann aushalten zu lassen kommt gar nicht infrage. Wie genau man als Künstlerin Geld verdienen soll, ist ihr auch nicht ganz klar, aber das würde sie ja vielleicht im Studium lernen.*

*„Überhaupt gibt es da doch bestimmt eine Aufnahmeprüfung, für so ein Studium“, sagt ihre Mutter.*

*Lena nickt.*

*„Na siehst du.“ Die Mutter steht auf und füllt dem Vater Suppe nach.*

*„Du auch?“, sie deutet auf Lenas halbvollen Teller. Die schüttelt den Kopf. Der Appetit ist ihr vergangen.*

„Ach cool“, sagt Doris. „Meine Mitbewohnerin hat an der UdK Design studiert. An welcher Uni bist du denn?“

Unter Lenas Achseln breitet sich der Schweiß aus, sie spürt, wie sie rot wird. Hätte sie nur ihre Klappe gehalten. Sie trinkt einen Schluck aus ihrer Wasserflasche, um Zeit zu gewinnen.

„Auch UdK“, nuschelt sie dann.

„Ahja, sehr gut. Und was machst du so?“

Sie runzelt die Stirn. Was meint sie jetzt? „Ich hab sonst eigentlich gar nicht viel Zeit, was zu machen“, sagt sie.

Doris lacht kurz und schnaubend auf, als hätte sie einen guten Witz gemacht.

„Ich meine, was für Kunst machst du?“

Lenas Gesicht wird noch eine Spur heißer, sie will nur noch raus aus diesem Gespräch. Am liebsten einfach davon laufen, dabei ist sie doch gerade erst davon gelaufen, wieso ist sie jetzt eingekeilt zwischen Doris, dem Zugfenster und ihren Fragen?

„Zeichnungen“, platzt es aus ihr heraus, und ihre Stimme ist so belegt, dass sie sich räuspern muss. „Ich zeichne. So ganz kleine Miniaturen, mit Bleistift. Sind nicht größer als eine Streichholzschachtel.“

Es gibt nur zwei Personen, der sie jemals die Miniaturen gezeigt hat. Sie hat sonst nie jemanden von ihnen erzählt, jetzt hängen diese drei Sätze über ihr in der Luft. Sie hat das Gefühl, das ganze Abteil hat sie gehört, ihr Herz hämmert und ein Teil vor ihr hätte die Zeichnungen am liebsten aus der Tasche gekramt und sie Doris gezeigt, während ein anderer Teil sich gerne für immer unter den Sitzen verkriechen würde.

„Das klingt interessant. Weg von diesem superkapitalistischen Trend, dass alles immer größer sein muss. Gigantismus, oder wie nennt man das? Wobei, die Arbeiten von Katharina Grosse sind natürlich schon heftig.“

Lena nickt unbestimmt und macht Mhm, diesen Namen hat sie noch nie gehört.

„Ich war mal in einer Installation von ihr, das hat mich fast umgehauen. Sich so viel Raum zunehmen, gerade als Frau, das ist schon toll“, sagt Doris. „Hast du denn auch schon mal was ausgestellt?“

Lena schüttelt den Kopf. Eine Ausstellung, das ist selbst für die Lena, die sie gerade erfunden hat, völlig undenkbar.

„So weit bin ich noch nicht“, sagt sie bestimmt.

„Ach, das darfst du nicht so eng sehen. Es gibt doch so viele Spaces in Berlin, da kann man doch auch ausstellen, wenn man noch nicht perfekt ist, das ist man sowieso nie. Kennst du das Studio Winfried in Neukölln?“

Wieder schüttelt sie den Kopf. „Studio Winfried“, notiert sie sich in ihrem Hirn.

„Echt nicht? Na ja, egal, ich mag so Namedropping eigentlich auch nicht, man kann ja nicht jeden Off-Space kennen. Jedenfalls, da hat eine Freundin von mir neulich ausgestellt, mit ein paar Leuten zusammen. Auch alle noch im Studium, die haben dann aus unfertigen Entwürfen eine große Collage gebaut, wo die Besucher\*innen eigene Sachen dazu kleben durften. Und die Finnisage war eine Schaumparty, alles ist kaputt gerissen und der halbe Raum mit Schaum geflutet worden.“

Das Wort Schaumparty ruft die Erinnerung an eine Feier in der Dorfhalle vor vielen Jahren hervor und in Lenas Kehle steigt der Geschmack von Malibu-Kirsch und Erbrochenem nach oben.

„Ich muss mal kurz auf die Toilette“, sagt sie und Doris macht ihr Platz.

Lena geht an den Toiletten vorbei, durchs nächste und übernächste Abteil. Im Gang bleibt sie stehen, drückt ihren Kopf gegen die kühle Scheibe. Was macht sie nur hier? Wieso hat sie über das Kunststudium gesprochen? Das hat sie nun davon, sie fühlt sich wie eine Idiotin. Sie sehnt sich danach, alleine zu sein, ohne Fragen, ohne Wörter und Namen, die sie nicht kennt. Der Wald fällt ihr ein, der Wald zu Hause, moosig, knorrig, und sie muss ein paar Tränen wegblinzeln.

Ihre Stirn hinterlässt einen öligen Abdruck auf der Fensterscheibe, schemenhaft schaut ihr die Spiegelung ihres Gesichts entgegen, fettig, platt, langweilig, wie ein Pfannkuchen. Ein Pfannkuchen auf dem Weg nach Berlin.

Sie schüttelt den Kopf und strafft die Schultern. Sie wird jetzt zurückgehen, und das Gespräch mit Doris einfach in andere Bahnen lenken, oder vielleicht am besten ganz abbrechen.

„Wo in Berlin lebst du denn eigentlich?“, fragt Doris, als sie wieder sitzt.

„Neukölln“, antwortet sie und wundert sich, wo das herkommt.

„Echt? Und du kennst nicht das Studio Winfried? Krass. Da siehst du mal, das ist Berlin. Es gibt einfach so viele Bubbles nebeneinander.“ Doris macht ein begeistertes Gesicht, Lena fühlt, wie sich ihr Kiefer verkrampft.

„Und wo bist du dann so unterwegs?“, fragt Doris.

Lena zuckt die Schultern, ihre Wangen fühlen sich brennend heiß an. „Ich bin eigentlich nicht so viel unterwegs“, sagt sie leise.

Doris runzelt die Stirn. „Na ja, musst du ja auch nicht. Und wie lange lebst du eigentlich schon in Berlin?“

„Ein paar Jahre“, sagt Lena.

„Weil man nämlich deinen Dialekt noch so deutlich hört.“

Doris Gesichtsausdruck hat sich verändert, die Freundlichkeit ist zu etwas Fragendem geworden. „Versteh mich nicht falsch, ich finde das total sympatisch, dieses rollende r und so, aber bei mir war das nach ein paar Jahren so gut wie weg.“

Lenas Gesicht glüht vor Wut und vor Scham, am liebsten würde sie sich die Zunge abbeißen.

„Ich bin noch nicht so lange da“, sagt sie.

Doris sieht sie aufmerksam an. „Ich glaube, unser Gespräch ist irgendwo falsch abgebogen. Sorry dafür. Ich lass dich einfach in Ruhe.“ Sie beugt sich zu ihrem Rucksack und holt einen Laptop heraus.

Lena nickt und blinzelt eine Träne zur Seite. Der erste Kontakt zu jemand aus Berlin, und innerhalb weniger Minuten

steht sie da wie der Dorftrampel, der sie ja auch ist.  
Entlarvt.

\*

Irgendwann während der nächsten Stunde heftet sich Lenas Blick auf die Ikea Tragetasche. Warum ausgerechnet die? Warum hat sie keinen Rucksack oder Koffer genommen? Lena kann sich die Frage selbst nicht beantworten, es wäre kein Problem gewesen, entweder einen großen Wanderrucksack oder den Rollkoffer aus dem Keller nach oben zu holen. Stattdessen hat sie ihre Sachen, alles, was ihr mitnehmerswert erschienen war, in die blaue Tasche geworfen, in der sie sonst den Wocheneinkauf transportiert. Und nun fühlt sie sich schon beim Anblick dermaßen inkompetent. Die Tasche ist oben an den Griffen notdürftig zugebunden, einen Verschluss hat sie nicht. In Berlin, in der S-Bahn oder am Bahnhof, wird sich jede\*r daran bedienen können. Dorftrampel, der sie ist, hat sie das natürlich nicht bedacht. Vielleicht waren es andere Gründe, vielleicht wäre sie aufgefallen, mit einem Reiserucksack oder einem Koffer, natürlich, der Koffer hätte Lärm gemacht auf der morgendlichen, stillen Dorfstraße, hätte die Gesichter hinter die Gardinen gelockt. Oder vielleicht wollte sie einfach nicht zu viel mitnehmen, aus dem alten Leben, ihr Gepäck ist dürftig, die Tasche nur halb voll. Lena kann sich jedenfalls nicht daran erinnern, die Sache mit der Tasche bewusst entschieden zu haben, und nun krallen sich ihre Gedanken daran fest, die Tasche als Beweis für ihre Unzulänglichkeit.

Eine Durchsage knarzt aus den Lautsprechern, „In Kürze erreichen wir Berlin Hauptbahnhof“, obwohl draußen noch alles grün ist, Felder, weite Flächen, kleine Seen. Dann plötzlich die Stadt, ganz nah an den Gleisen, aufgeplatzte Häuserwände, abgeblätterter Putz, überall Graffiti, als würden die Gebäude sich häuten, Schicht für Schicht.

Wie man so nah an den Gleisen wohnen kann, fragt sich Lena. Dann wieder Schrebergärten, ein Fluss, der Blick auf ein

riesiges Autobahnkreuz. Im Zug breitet sich Unruhe aus, Koffer werden von Ablagen geholt, alles macht sich zum Aussteigen bereit. Lenas Körper kribbelt, ist von einem klebrigen Schweißfilm überzogen, die Müdigkeit und die Aufregung mischen sich zu einem ekelhaften Flirren.

## **U-Bahn**

Lena lässt Doris zuerst aussteigen und nimmt dann die Tür in der anderen Richtung.

Am Bahnhof treiben die aussteigenden Massen an ihr vorbei. Wie ein Stein im Wasser steht sie in der Menschenflut, die sich um sie herum die Wege bahnt, sie klammert sich an die Tasche über ihrer Schulter und fühlt sich gestrandet.

„Weißt du nicht, wohin?“. Lena zuckt zusammen und krallt sich noch stärker an ihre Tasche. Vor ihr steht wieder Doris.

„Du wohnst nicht in Berlin und du studierst auch nicht Kunst, stimmt`s?“

In Lenas Hirn breitet sich Ratlosigkeit aus, darüber, dass ihrer Lüge so offensichtlich ist, aber auch darüber, dass Doris sie damit konfrontiert.

„Ich hab bis heute Morgen in Gumbach gewohnt und war Erzieherin“, sagt sie.

„Und jetzt bist du von zu Hause abgehauen?“, fragt Doris mit blitzenden Augen.

Lena nickt.

„Bei uns in der WG ist gerade ein Zimmer frei, möchtest du da erstmal schlafen?“

Lena nickt wieder „Ja, gerne.“ Die Sehnsucht nach einem Bett und einer Tür, die sie hinter sich schließen kann, ist größer als die Scham und alles andere.

\*

Sie fahren erst mit der S-Bahn und dann mit der U-Bahn, und Lena versucht, die Peinlichkeit über die Situation zu verdrängen, es fällt ihr leicht, denn sie hat viel zu tun: die vielen Menschen um sich herum beobachten, aus dem Fenster schauen, wo die vollgerümpelte Stadt an ihr vorbeizieht und sie begrüßt, sich die Stationen einprägen, an denen die Bahn hält, die Ikeatasche umklammert halten.

Am U-Bahnhof Schlesisches Tor steigen sie aus. Als erstes fallen Lena die Tauben auf, die zwischen den Menschenbeinen

umherlaufen, als zweites die Patina, die über allem zu liegen scheint, eine Patina aus Schmutz, vielleicht sogar Ruß, wie zu den Anfangszeiten der Industrialisierung. Alles ist von einem graubraunem Schleier überzogen, die Treppen, die hohen Wände, sogar die Menschen, die an diesem Bahnhof zu leben scheinen. Sie hält ihre Tasche gut fest, aber niemand interessiert sich für sie und kurz darauf treten sie nach draußen, auf ein Art Verkehrsinsel. Lena will stehen bleiben, sich umschauchen, die Situation erfassen, merkt aber, dass sie dann den Verkehr aufhält, und Verkehr gibt es hier viel, Menschen, zu Fuß oder auf Fahrrädern und Rollern, die Autos auf der vierspurigen Straße, aus der die Bahnstation ragt wie ein Leuchtturm, und die Bahnen, die über sie hinwegrattern.

Als sie die Straße überqueren hält sie sich eng an Doris, ihr kommt hier alles wirr, ungeordnet und laut vor, sie muss die Stimme heben, um den Lärm zu übertönen.

„Mein Gott, ist hier viel los!“, ruft sie.

Doris lacht. „Es ist noch nicht mal Rushhour. Du wirst dich dran gewöhnen, und irgendwann fällt dir das gar nicht mehr auf. Ich bin jedes Mal froh, wenn ich wieder in Berlin bin.“

Obwohl Lena bezweifelt, dass sie sich daran gewöhnen wird, läuft bei Doris` Worten ein warmes Gefühl durch ihren Körper. Sie sagt es mit einer Bestimmtheit, als gäbe es gar keine Zweifel daran, dass Lena hier leben und sich wohlfühlen wird, Teil des Ganzen sein wird.

Sie gehen ein Stück an der großen Straße entlang und biegend dann ab in eine kleinere, in der wenige Autos fahren.

Auf jeder Seite der Straße stehen vier- bis fünfstöckige Häuser, und unten in den Häusern sind kleine Läden, Restaurants, Kneipen oder Imbissbuden, dazwischen Ramschläden, die Plastikzeug verkaufen. Jedes Haus, jede freie Wandfläche ist mit Graffiti überzogen.

Vor den Gastronomiebetrieben sitzen Menschen auf kleinen Stühlen, es ist angenehm warm, einer der ersten richtigen Frühlingstage, und es ist voll.

Etwas von der Frühlingsstimmung schwappt auf Lena über, sie nimmt im Vorbeigehen die Teller und Getränke der Leute wahr und möchte am liebsten überall probieren. In ihrem Dorf gibt es einen Döner- und Falafelwagen, ein Dorf weiter kann man sich gebratene Nudeln kaufen. Hier gibt es libanesische, israelische, italienische, koreanische Imbisse auf 50 Metern.

„Jetzt sind wir schon an mehr Gastronomie entlanggelaufen, als es bei uns im Dorf überhaupt gibt“, sagt Lena.

Doris schaut sie von der Seite an und lächelt.

„Kulturschock, oder?“

„Absolut.“ Lena nickt.

„Wir sind hier im Wrangelkiez“, erzählt Doris im Fremdenführer\*innen Ton. „Ein kleiner Kiez mitten in Kreuzberg.“

Sie biegen in eine weitere, kleinere Straße ein, die von hohen Bäumen gesäumt ist. Im Gegensatz zum Trubel auf Wrangelstraße ist es hier ruhig.

„Da vorne wohnen wir.“

Die Eingangstür ist groß, rot, und mit Aufklebern übersät. Lena hat keine Zeit sie genauer anzuschauen, sie nimmt nur einen wahr, lila, eine geballte Faust, ein Schriftzug: „Feminismus für alle“. Das gefällt ihr. Manchmal hat sie sich mit Melli über Feminismus unterhalten, darüber, wie schon bei ihr im Kindergarten Rollenbilder geprägt werden, wie es, außer blau und rosa, keine Farben gibt. Wie ungerecht es ist, das Melli als technische Zeichnerin weniger verdient als ihre männlichen Kollegen, und dass Lena gar keine männlichen Kollegen hat.

So haben sie gesprochen und geschimpft, und dann doch wieder zu Hause das Bett gemacht, die Spülmaschine ausgeräumt, Geburtstagsgeschenke organisiert.

\*

„Wir wohnen hier zu dritt“, sagt Doris, während sie die Treppen nach oben gehen. „Marla, Jaika, und ich. Marla ist zur Zeit nicht da, sie ist für drei Monate in Belgien. Ihr Zimmer ist frei, du kannst erstmal ein, zwei Nächte bleiben, und dann sehen wir weiter.“

Lena weiß nicht, was sie sagen soll. Die Selbstverständlichkeit, mit der Doris sie bei ihr aufnimmt, kommt ihr vor wie in einem Märchen.

Doris schließt die Tür auf und sie betritt die Wohnung. Der Geruch nach Kaffee, Staub und Schlaf steigt ihr in die Nase, sie fühlt sich sofort wohl. Im Flur liegt ein ganzer Haufen Schuhe, vor allem Sneakers in verschiedenen Auslatschungsgraden.

Durch die offenen Zimmertüren fällt helles Licht in den Flur, Doris führt sie herum. Alle Räume haben einen dunklen Dielenboden, hohe Decken und große Fenster. Auf der linken Seite liegt die Küche, alles sieht ein wenig verschrammelt und unaufgeräumt aus, in der Ecke steht ein Haufen Leergut. Gegenüber ist Doris` Zimmer.

„Meins ist etwas chaotisch“, sagt sie und bleibt in der Tür stehen. Tatsächlich ist ihr Zimmer nicht nur chaotisch, sondern auch schmutzig, das sieht Lena auf den ersten Blick, aber es ist ihr egal.

„Und das ist Marlas Zimmer“. Das Zimmer ist gemütlich eingerichtet, mit einem französischen Bett, einem großen Schrank, Bücherregalen und einem Schreibtisch, außerdem steht eine kleine Couch in der Ecke. Und ein Wäscheständer, den Doris aber gleich mitnimmt und in ihr Zimmer trägt.

„Willst du dich erstmal hinlegen? Du siehst aus, als wäre es nötig.“

Lena nickt. „Ja, gerne. Danke.“

„Heute Abend ist ne Party bei Freund\*innen, vielleicht willst du ja mitkommen, wenn du wieder fit bist.“

Bloß nicht, schießt es Lena durch den Kopf.

**Minestrone**

Und dann ist die Tür zu und Lena ist alleine, das erste Mal, seit sie in Gumbach in den Bus eingestiegen ist, von den Aufenthalten auf der Zugtoilette mal abgesehen. Sie stellt die Ikeatasche auf den Boden und steht unschlüssig im Zimmer, schaut sich um und versucht, zu realisieren, was für ein Glück sie hatte. Eigentlich hat sie damit gerechnet, die erste Woche in einer Jugendherberge oder einem Hostel unterzukommen, was natürlich teuer gewesen wäre. Jetzt hat sie, zumindest für den Anfang, eine Unterkunft und mit Doris auch noch eine nette und kompetente Ansprechpartnerin.

Kurz denkt sie, dass das eigentlich zu viel Glück ist, für jemand, der einfach abgehauen ist, seine Mutter und den Partner im Stich gelassen hat. Sie versucht, den Gedanken schnell wieder nach hinten zu schieben, aber das macht sie schon die ganze Zeit, und langsam fühlt sich ihr Gehirn an, wie eine zu vollgestopfte Schublade, die einfach nicht mehr schließen will. Sie geht zum Fenster, reißt es weit auf und schaut hinaus, von hier aus sieht sie die Straße, direkt vor sich eine Baumkrone, die Stimmen der Menschen auf dem Bürgersteig dringen leise zu ihr herauf.

Sie gräbt ihr Handy von ganz unten aus der Tasche und legt sich damit aufs Bett. Es ist ausgeschaltet. Bestimmt hat der Pflegedienst schon versucht, sie zu erreichen, und Robert wird sich wundern, warum sie seine Nachrichten nicht beantwortet. Ohne es anzuschalten hält sie es in der Hand, und dann fängt sie an zu weinen, haltlos, als wäre ein Damm gebrochen, sie versucht, es zurückzuhalten, aber es geht nicht, sie presst sich ein Kissen auf den Kopf, weil sie laut schluchzen muss. Am liebsten würde sie schreien, weil innerlich plötzlich alles so schmerzt, und sie fürchtet, dass sie diesen Schmerz jetzt immer fühlen muss, weil es kein Zurück gibt, und das, was sie getan hat, sich nicht rückgängig machen lässt.

\*

Irgendwann wird das Weinen weniger und sie schläft ein. Als sie aufwacht, ist es dunkel. Eine Weile liegt Lena nur da und starrt ins Zimmer. Die fremden Möbel schauen sie stumm an, ohne zu bewerten. Ab und zu fährt draußen ein Auto vorbei und schickt einen Streifen Scheinwerferlicht herein, der durchs Zimmer wandert.

Lena hat Kopfschmerzen. Sie weiß nicht, wie spät es ist. Das Handy ist immer noch aus und sie hat auch nicht vor, es anzumachen. Morgen vielleicht.

Aus der Wohnung hört sie es klappern, vermutlich in der Küche.

Sie steht auf, erst geht sie ins Bad, froh, auf dem Flur niemand zu begegnen.

Das Badezimmer ist klein und jeder freie Fleck ist vollgestellt mit Pflegeprodukten, manche Fläschchen sehen so aus, als würden sie schon seit Jahren dort stehen.

Lena geht aufs Klo und wäscht sich das Gesicht mit kaltem Wasser. Sie betrachtet sich im Spiegel. Die Augen dunkel und traurig, aber nicht zu verheult, das ist gut.

Vor der Küchentür strafft sie ihre Schultern und atmet einmal tief ein.

Doris steht am Herd und rührt in einem großen Topf. Der Geruch steigt Lena in die Nase und legt sich sofort wie eine warme Hand um ihr Herz. Sie stellt sich neben Doris, um in den Topf zu schauen.

„Was kochst du?“

„Minestrone. Schön, dass du wach bist, sie ist gleich fertig. Holst du uns den Weißwein aus dem Kühlschrank?“

Lena öffnet die Flasche und freut sich, dass sie direkt die Gläser findet.

Dann sitzen sie am Küchentisch, vor sich die dampfenden Teller, in Stücke geschnittenes Ciabatta und Parmesan.

Die ersten Löffel essen sie schweigend.

„Wo ist denn Jaika?“, fragt Lena dann, der Name fühlt sich fremd in ihrem Mund an.

Doris zuckt die Schultern. „Die ist viel unterwegs, wahrscheinlich bei ihrem Freund oder so.“

Lena will fragen, ob Doris auch einen Freund hat, schluckt die Frage aber wieder hinunter, weil sie keine Lust hat, von Robert zu erzählen. Es entsteht eine peinliche Stille.

„Ich hab dich weinen hören“, sagt Doris.

Lena verschluckt sich fast, hustet dann übertrieben, weil ihr die Tränen in die Augen schießen.

„Ist okay“, sagt Doris. „Ich wollte dir nur sagen, wenn du reden willst, dann rede. Wenn nicht, dann ist es auch okay.“

Lena nickt und nimmt einen großen Schluck Weißwein.

„Warum machst du das?“, fragt sie dann. „Warum nimmst du mich einfach hier auf? Machst du das öfter?“

Doris schüttelt den Kopf und lacht. „Nein, so was mache ich nicht öfter, sonst könnte ich in Berlin ein Hotel aufmachen. Ich fand die Situation einfach unterhaltsam. Ich hab nämlich schon, als du gesagt hast, dass du Kunst studierst gedacht, dass das nicht stimmt.“

Lena wird rot, gleichzeitig muss sie grinsen, das kommt vom Wein. „Woran lag es denn? Am Dialekt?“

Doris macht eine wegwerfende Handbewegung. „Halb Berlin spricht schwäbisch.“ Sie zuckt die Schultern. „Keine Ahnung, ich hab einfach `ne gute Menschenkenntnis, und außerdem ein Helferinnensyndrom, Sozialarbeiterin halt.“

„Es tut mir total leid, dass ich dich angelogen habe. Das mache ich normalerweise überhaupt nicht.“

„Das hab ich gemerkt, kam mir nicht so vor, als hättest du viel Übung“, sagt Doris und lacht. Sie prostet sich über den Tellern zu.

„Das“, Lena deutet auf die Minestrone, „ist übrigens die beste Suppe, die ich je gegessen habe. Seelentröster. Ich danke dir vielmals für alles.“

„Gerne doch.“

„Was ist eigentlich mit der Party, von der du vorher gesprochen hast?“, fragt Lena.

Doris schiebt den Teller beiseite. „Hast du Lust?“, fragt sie.

Lena schüttelt den Kopf. „Ne, auf keinen Fall. Ein andermal gerne.“

Dann fällt ihr ein, wie schrecklich es wäre, jetzt alleine hierzubleiben, aber Doris sagt: „Ich auch nicht. Wir haben noch Wein im Kühlschrank, lass und lieber gemütlich quatschen.“

### Schallplatte

Zwei Gläser Wein später, während sie viel über Berlin, ein bisschen über Bayern und kaum über wirklich Privates gesprochen haben, fragt Doris: „Und was willst du jetzt in Berlin machen? Willst du wirklich Kunst studieren?“

Lena zuckt die Schultern. Sie hat keinen Plan entworfen, bevor sie her gekommen ist, aber in ihrem Kopf hat das Kunststudium diesen Platz, den einer alternativen Lena, die nicht in Gumbach wohnt und Erzieherin ist. Vielleicht gibt es da noch andere Alternativen, bestimmt sogar. Wahrscheinlich ist ein Kunststudium sogar eine der unrealistischsten Alternativen. Vor allem ist es eigentlich nichts, was sie sich traut auszusprechen, denn wenn es einmal laut gesagt ist, wird man drauf festgenagelt, und dann klappt es nicht.

„Keine Ahnung“, sagt sie und zuckt nochmal die Schultern.

„Das mit den Miniaturen war jedenfalls nicht gelogen, stimmt`s?“, fragt Doris.

Lena muss lachen. „Du bist echt eine gute Menschenkennerin. Nein, das war nicht gelogen.“

„Die würde ich gerne mal sehen.“ Doris schaut sie erwartungsvoll an.

In Lenas Kopf entsteht ein kleiner Ruck, wie ein Sprung in einer Schallplatte, das leichte Plätschern des Abends ist unterbrochen von dieser Frage. Es ist nicht so, dass sie ihre Bilder nie jemanden zeigen würde, Robert durfte sie sehen, er fand sie immer schön, aber hat sich nicht wirklich dafür interessiert. Ihre beste Freundin Melli durfte sie sehen und hat sie immer etwas mehr verstanden als Robert. Sie Doris zu zeigen fühlt sich fast öffentlich an, als wäre sie eine Art Jury, die auf jeden Fall mehr Ahnung von Kunst hat als alle anderen, als würde sie das in Berlin leben zu einer Expertin für Kultur aller Art machen.

„Natürlich nur, wenn du sie mir zeigen möchtest“, sagt Doris sanft.

Vielleicht ist es der Alkohol, aber auch, dass Lena so gerne will, dass die Schallplatte weiterläuft. Jedenfalls steht sie

auf, geht in Marlas Zimmer, das sie in Gedanken schon „mein Zimmer“ nennt und kommt mit der Streichholzschachtel, in der sie die Bildchen aufbewahrt wieder.

Lenas Herz flattert aufgeregt und sie muss grinsen, während Doris andächtig die Streichholzschachtel öffnet und die Bilder herausholt. Am liebsten würde Lena sich in den Flur flüchten, aber das käme ihr kindisch vor, so wartet sie, bis Doris fertig ist, und geht in der Zeit die Bilder in ihrem Kopf durch.

Das kleine Mädchen zwischen hohen Bäumen im Wald. Der Wolf auf der Straße, zwischen Hochhäusern. Kühe unter Regenschirmen, ein Einkaufswagen an einem Flussufer.

„Wow“, sagt Doris. „Ich finde sie toll. So schön düster. Und jedes erzählt eine eigene Geschichte.“

„Danke.“ Lena freut sich, gleichzeitig ist es etwas peinlich.

„Das Format finde ich auch gut, so klein, und dass es in die Schachtel passt, das ist wie ein Miniatur-Büchlein. Wie kamst du denn darauf?“

*„Was soll das denn sein?“, fragt Lenas Mutter und nimmt ein Blatt vom Schreibtisch.*

*„Hey!“, fährt Lena sie an. „Das ist privat.“*

*„Ist das ein Selbstporträt?“ Die Mutter hält das Blatt ein Stück von sich weg. „Das bist doch du, oder? Und um dich rum die große Zerstörung. Ein bisschen dramatisch, oder?“*

*„Finger weg von meinen Sachen!“*

*„Entschuldige. Ich nehm dir schon nichts weg, ich will nur dreckige Wäsche einsammeln.“ Sie legt das Blatt zurück. „Du hast bestimmt Talent Lena. Aber richtige Kunst ist das nicht.“*

„Mangelnde Privatsphäre“, sagt Lena knapp und Doris nickt. „Vielleicht aber auch mangelndes Selbstvertrauen“, fügt Lena hinzu. Die Schallplatte ist auf jeden Fall gestoppt, es lässt sich leider nicht rückgängig machen.

„Also, ich kenn mich mit Kunst jetzt auch nicht so gut aus. Aber das sind auf jeden Fall starke Zeichnungen. Es kostet nichts, sich einfach mal an der Hochschule zu bewerben, oder?“, sagt Doris.

In dem Moment hört Lena einen Schlüssel in der Tür, sie beugt sich schnell vor und nimmt Doris die Streichholzschachtel aus der Hand, verbirgt sie in der Tasche ihres Kapuzenpullovers. Gleich darauf steht eine Frau in der Tür, die so hübsch ist, dass Lena sie sofort mag. Jaika hat dunkle, zottelige Locken und ein schmales Gesicht mit Grübchen an genau der richtigen Stelle. Außerdem hat sie eine Narbe, die sich von der Oberlippe zur Nase zieht, vermutlich von einer Lippenspalte. Sie ist ein bisschen betrunken, genau wie Lena und Doris, und lacht sich halb kaputt, als Doris ihr erzählt, wie sie Lena gefunden hat.

„Na dann, herzlich willkommen“, sie prostet Lena zu und die fühlt sich mit einem mal ganz und gar zu Hause.

### **Morgenmuffel**

Als Lena am nächsten Tag aufsteht, sitzt Doris schon am Küchentisch und schaut auf ihr Handy. „Schau mal, in zwei Wochen ist Rundgang an der UdK, wollen wir da vielleicht zusammen hingehen?“

Lena hat keine Ahnung, worum es geht. Ihr Kopf tut weh vom Weißwein, ihr Rücken von der ungewohnten Matratze und ihr Herz vom schlechten Gewissen. Heute wird sie ihr Handy anmachen müssen. Sie schaut im Zimmer umher, auf der Suche nach einer Antwort, nach Kaffee, und nach dem Ausgang, wie hat sie sich nur in eine Situation wie diese bringen können?

„Ah, sorry“, sagt Doris. „Erstmal Kaffee?“

Lena nickt dankbar. „Gerne.“

Doris hantiert mit einer Espressokanne und Lena versucht, sich die Handgriffe genau einzuprägen, damit sie beim nächsten Mal selbst weiß, wo alles steht. Falls sie überhaupt länger hierbleibt, das muss sie unbedingt mit Doris und Jaika klären, später.

„Ich bin morgens immer hellwach, wenn ich aufstehe. Alle Mitbewohner\*innen hassen mich dafür“, sagt Doris und lacht.

Lena hört das Sternchen vor dem innen und ihr Herz macht einen kleinen Hüpf, sie hat das oft in ihrem Kopf gemacht, zu Hause, aber sie hat nie wirklich beim Sprechen die Pause gemacht, hat keinen Raum gelassen, weil das einfach nicht gemacht wurde in ihrem Umfeld. Sie fühlt sich feige und dumm, ihre Sprache kommt ihr fast steinzeitlich vor, noch dazu mit Dialekt. Andererseits ist sie auch froh, in Berlin redet bestimmt nicht jede\*r so, und von Doris kann sie viel lernen.

Schweigend trinken sie Kaffee und Lena sortiert ihre Gedanken. Sie wird ihr Handy anmachen müssen, ja. Aber nicht sofort.

„Was hast du vorhin gesagt?“, fragt sie.

Doris schaut vom Handy auf. „An der UdK ist Rundgang übernächste Woche. Den könnten wir uns vielleicht gemeinsam anschauen, wenn du magst. Ich war schon ewig nicht mehr bei einer Ausstellung“, sagt Doris.

„Was ist das?“, fragt Lena, denn sie hat nur Bahnhof verstanden.

„UdK ist die Universität der Künste. Da, wo du vielleicht bald studierst.“ Sie zwinkert Lena zu.

Lena versucht, zurückzulächeln. Da ist es. Jetzt ist sie festgenagelt.

„Und was heißt Rundgang?“

Doris stutzt, entweder ist sie verwirrt darüber, dass Lena das nicht weiß, oder sie weiß es selbst nicht genau. „Da stellen die Studierenden ihre Arbeiten aus“, sagt sie dann. „Könnte doch ganz interessant sein, oder?“

„Auf jeden Fall“, sagt Lena und versucht, sich zu freuen.

Sie frühstücken beide eine Banane und Doris schlägt vor, dass sie auf den Flohmarkt gehen. „Schön am Kanal entlang, das ist eigentlich typisch Berlin“.

Beim Rausgehen entscheidet sich Lena in letzter Sekunde, das Handy hier zu lassen. Es liegt eh mit schwarzem Bildschirm wie tot in der Jackentasche, unterwegs wird sie es auf keinen Fall anmachen, also braucht sie es nicht mitschleppen, das schlechte Gewissen hat sie auch so.

Sie gehen die Straße hinunter und sind bald am Landwehrkanal, folgen dem Parkstreifen an seinem Ufer. Es ist frisch, der Wind treibt Wolkenfetzen über den Himmel und ab und zu kommt die Sonne durch. Im Park sind die ersten Spuren von Frühling zu sehen, die Bäume treiben schon aus. Und es sind viele Leute unterwegs, Lena kann sich schwer vorstellen, sich daran zu gewöhnen.

„Was machst du eigentlich genau?“, fragt sie Doris.

„Ich arbeite für eine Beratungsstelle für Frauen, die von Gewalt betroffen sind. Wir machen Beratung, begleiten zu Terminen beim Amt, helfen, wenn es nötig ist, eine neue Wohnung zu finden. Und wir machen auch Veranstaltungen zu dem Thema, als Prävention.“

Lena nickt. „Das klingt ganz schön heftig.“

„Ja, manchmal. Aber wenigstens habe ich das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Und wir sind ein gutes Team, das fängt vieles auf.“

Lena denkt an ihre Arbeitskollegin Gisela, die bitter ist wie Lebertran und sich gegen jede Veränderung wehrt. Dann fällt ihr etwas auf.

„Du denkst aber nicht, dass ich eine von Gewalt betroffene Frau bin, oder?“, sie bleibt stehen und schaut Doris an.

Doris bleibt auch stehen „Nein, eigentlich nicht. Aber das sieht man den Frauen meist nicht an. Und Gewalt äußert sich auf unterschiedliche Arten. Teilweise erzeugen die Täter eine unglaubliche Bedrohungsatmosphäre, ohne ein einziges Mal die Hand zu heben.“

„Ich bin jedenfalls nicht deswegen abgehauen“, sagt Lena.

„Aber abgehauen bist du?“, fragt Doris, „so richtig, ohne tschüss zu sagen?“

*„Tschüss“, Lenas Mutter spuckt das Wort aus wie eine bittere Frucht. „Tschüss sagen nur die Preißn. Tschüss“*

Lena tastet nach der leeren Jackentasche, in der sonst das Handy ist. „Ja.“ Sie nickt.

Sie gehen weiter und Lena sucht die richtigen Worte, um zu erzählen, was passiert ist.

„Es ist nicht so einfach zu erklären. Ich wollte eigentlich schon immer weg. Aber immer bin ich da geblieben. Es ist auch nicht so, dass es mit da schlecht ging. Mein Freund, Robert, wir sind schon ganz lange zusammen. Und ich mag ihn.“ Sie schluckt den dicken Klos im Hals, der zusammen mit Roberts Gesicht in ihr auftaucht.

„In letzter Zeit wurde das immer stärker, das Gefühl, dass ich wegmuss, als wäre ich eingesperrt, zwischen den Bergen, in der Wohnung, im Dorf. Als würde ich mich immer nur im Kreis drehen.“

Doris schaut sie von der Seite an und nickt.

„Tja und meine Mutter“, jetzt muss Lena lachen, weil sie sich so sehr schämt. „Die hat mich dann nicht mehr erkannt.“

Doris bleibt stehen.

„Frühaltrige Demenz“, erklärt Lena. „Hat vor einem Jahr angefangen. Sie konnte sich nichts Neues mehr merken. Bisher ist sie aber ganz gut klar gekommen. Naja, und dann hat sie mich plötzlich nicht erkannt und als Diebin beschimpft. War eigentlich klar, dass das passiert.“ Lena hebt die Arme und lässt sie wieder fallen. „Ich hab es, glaube ich, einfach als Ausrede genommen, sie sitzenzulassen.“

Doris nickt. „Klingt so, als wäre es höchste Zeit gewesen, wegzugehen.“

Lena schüttelt den Kopf. „Eigentlich ist es der beschissenste Zeitpunkt, wegzugehen. Man kann doch nicht einfach seine Mutter alleinelassen.“

Doris zuckt die Schultern. „Dann musst du eben wieder zurück.“

Lena kickt einen kleinen Stein vom Weg. „Das will ich aber nicht“, sagt sie.

„Ich glaube, wir sollten erstmal was essen“, sagt Doris und schiebt Lena nach rechts, wo der Weg aus dem Park rausführt.

Sie holen sich in einem Imbiss eine Schale Hummus und eine Schale Schafskäse, dazu ein warmes Fladenbrot. Damit setzen sie sich auf eine Bank am Ufer.

Lena führt in ihren Gedanken eine nein-doch-kein-doch Diskussion, das „dann musst du eben zurück“ hallt in ihren Ohren und streitet sich mit dem „das will ich aber nicht“.

„Was bedeutet das eigentlich genau, frühalttrige Demenz?“, fragt Doris. „Ist das eine besondere Form der Demenz, oder wie?“

Lena schüttelt den Kopf. „Nein, das Wort gibt es eigentlich gar nicht. Eigentlich spricht man von Demenz in jungen Jahren. Meine Mutter ist 62. Anfangs waren es nur ganz kleine Dinge, was eben manchmal passiert. Schlüssel nicht mehr gefunden, Termine vergessen. Es wurde nur immer komischer, die Schlüssel tauchten dann im Kühlschrank auf und solche Sachen. Einmal hab

ich meine Mutter im Treppenhaus gefunden, im Nachthemd. Wir wohnen nämlich direkt über ihr.“ Lena registriert, dass Doris ein erstauntes Gesicht macht, und wird ein bisschen rot, will sich fast erklären, warum zum Teufel wohnt man über seiner Mutter, aber sie erzählt weiter. „Ich hab sie dann überredet, zum Arzt zu gehen.“

Lena scharrt mit den Füßen im Kies vor sich. „Das Fiese war, dass sie stellenweise noch ganz klar war, zu dem Zeitpunkt, und auch später. Also sie bekommt ganz klar mit, wie ihr Hirn immer löchriger wird. Ich hatte das Gefühl, dass es nach der Diagnose viel schneller ging, dass sie viel schneller abgebaut hat, aber das lag wahrscheinlich daran, dass ich genauer drauf geachtet habe. Und wie gesagt, sie kam eigentlich immer noch ganz gut zurecht in ihrer Wohnung.“

An der Stelle redet Lena nicht weiter, der Rest passiert in ihrem Kopf, dass ihre Mutter auf jeden Fall Unterstützung braucht und Lena in letzter Zeit immer mehr gemacht hat, und dass das nicht Erkennen eigentlich bedeutet, dass es aufs Endstadium zugeht, den letzten Gedanken denkt sie nur ganz leise.

„Du hast bestimmt ein schlechtes Gewissen“, sagt Doris. „Und das kann dir auch niemand nehmen. Aber wahrscheinlich könntest du dich nicht gut um deine Mutter kümmern, wenn du dich dort schlecht fühlst. Und ich finde auch, dass es gesellschaftlich falsch ist, automatisch anzunehmen, dass du das tust. Ich finde, jede Person sollte das Recht haben, ihr eigenes Leben zu leben, und das hast du bisher verpasst.“

„Hmm“, macht Lena. Das ist genau das, was sie in letzter Zeit an sich beobachtet hat, die Ungeduld im Umgang mit ihrer Mutter, wieviel Kraft es sie kostet, ruhig zu bleiben, wenn ihre Mutter versucht, sich die Schuhe zuzubinden, sich immer tiefer nach unten beugt, um zu verbergen, was sie nicht mehr kann, dass sie nicht mehr weiß, wie die Schnürsenkel zu führen sind.